



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 49

Mittwoch, 15. Oktober

1930

Von Weilenreuten, Ausfällen und Wiersehen

Als unsere Vorfahren noch nicht trinken durften, was sie wollten. — Wie die Freiburger drei Wierseher eroberten. — Wiersehen und Soldaten dürfen den besten Tropfen verlangen.

Von Werner Vartels.

Wenn Vater heute das Geflügel verspürt, nach dem Abende sein Glas Bier zu trinken, so braucht er nur zum nächsten Wirt zu schiden, um einen Krug von jenem "Wier" holen zu lassen, das ihm am besten schmeckt, oder er besorgt sich selbst die wenigen Schritte hinüber zu einem Stammplatz. Er kann auch nach Wiersehen ein paar Häuser weiter gehen, falls er einmal das Bier einer anderen Brauerei zuzuführen will.

Unsere Vorfahren hatten es nicht immer so leicht. Alles was Obrigkeit hieß, war schon frühzeitig zu der Ansicht gelangt, daß der Durst der Untertanen nicht nur wohlthuende Wirkungen auf das Wirtschaften ausübte, sondern auch zur guten Einnahmequelle für den Staat und Gemeindefiskus werden konnte. Deshalb fiel es keiner Behörde ein, diesen Strom durch unnötig hohe Bierpreise zum Versiegen zu bringen, aber das Brauerrecht war eine Handhabe, mittels deren einzelne Städte, Gemeinden oder Ständesherrschaften in ihrem Bezirke das Biermonopol ausübten und die Verbraucher zwingen, ihre Runden zu werden. Innerhalb eines bestimmten Kreises durfte kein anderes Bier gebraut noch ausgeführt werden als das, was der städtische Inhaber des Brauerrechts lieferte. Meistens handelte es sich hier um Privilegien, die von den Landesherren erteilt worden waren und das Gebiet, über das sich das Monopol erstreckte, hieß die "Weile". Diese Bezeichnung mochte ursprünglich zu Recht bestehen, weil der Ständeherr des Kreises, der hierbei um die Stadt gezogen wurde, ungefähr einer Weile entsprach. Doch mit der Zeit wurde dieser Begriff nach und nach der Privilegierten und der Schmachtdiener der eingeschlossenen Dörfer entsprechend erweitert, so daß die "Weile", die nicht mehr vom Stadtmittelpunkte aus gerechnet wurde, sondern von der äußersten Peripherie, manchmal bis zu sechzehn Kilometer lang war. So erstreckten sich einige Brauerrechte fast ausschließlich über die Stadt selbst auf ein Gebiet von rund 900 Quadratkilometern.

Ganz abgesehen davon, daß viele Dörfer begreiflicherweise mit der übermäßigen Ausdehnung des "Weilenrechtes" nicht einverstanden waren — mancher Prozeß zeugte hier von — wurde von Seiten der Landbevölkerung oft der Versuch unternommen, den brauerberechtigten Städten ein Schnippchen zu schlagen und fremdes oder im eigenen Hause gebrautes Bier — letzteres kam für den Feindknecht freilich nicht in Frage — zu trinken. Ein derartiges Unterfangen führte nicht selten zu rechtlichen Wierseher, zu "Ausfällen" der Städte. Letzterer Brauch wurde entweder ausdrücklich von den Landesherren gestattet oder zum Gewohnheitsrecht geworden.

Einen dieser "Ausfälle" unternahm im Jahre 1609 die Stadt Freiberg gegen das innerhalb der "Weile" gelegene Dorf Zeuchfeld. Es war um Pfingsten herum, und zum Erlaunen des Stadtschreibers hatten sich die Zeuchfelder entgegen ihrer Gewohnheit noch nicht eingefunden, um ihren Kestagsbedarf an Freiburger Bier

einzuweisen. Ein solcher Fall war bisher nie eingetreten, so daß der Stadtschreiber es für seine Pflicht hielt, diese unheimliche Angelegenheit zu klären. Er beauftragte einen Stadtschlichter — dessen Nachfolger heißen heute Polizeiwachmeister —, den Grund für das Ausbleiben der Zeuchfelder zu ermitteln, ohne die Bauern bloßstellen zu machen. Gewiß wie alle Polizeiwachmeister konnte der Stadtschlichter bald feststellen, daß die Zeuchfelder das diesjährige Pfingstfest mit Raumburger Bier zu feiern gedachten, weil ihnen dieses besser schmeckte als das aufgezogene Freiburger.

Das war offene Rebellion und mußte bestraft werden. So machte der Rat hundert kräftige und trinkfeste Bürger mobil und schickte diese am ersten Pfingsttag bewaffnet nach Zeuchfeld. Oberbefehlshaber war der Stadtschlichter. Hinter dem Zuge folgten zwei Wagen, um die vorausgeschickte Beute, das Raumburger Bier der Zeuchfelder, heimzuführen.

Natürlich mußte es auch bei einer Wierseher nach Recht und Gesetz zugehen, und so waren die Freiburger genötigt, erst beim Ritter, dem der Zeuchfelder Grund und Boden gehörte und der dort die Gerichtsbarkeit ausübte, um die gütliche Erlaubnis zum Ueberfall auf seine Bauern nachzusuchen. Die Genehmigung wurde ihnen, da sie im Recht waren, erteilt. Und nun ließen die Städte über die überfallenen, feindlichen Bauern her und jagten die an Zahl unterlegenen in die Flucht. Ein großes Raub Bier blieb auf der Walfahrt zurück, und seinem Inhalt machten die Freiburger mit vereinten Kräften bald denaraus, um es dann zu zerlegen. Zwei andere Jäger, die im Gemeindefiskus lagen, wurden ausgeladen und nach Freiberg geschafft. Und so endete die Rebellion der Zeuchfelder dank des Umlanges der Raumburger Wierseher mit einem großen Gefolge.

Eine andere Form des städtischen Biermonopols waren die "freiwilligen" Verträge zwischen den Ständesherrn und ihren Untertanen. So vereinbarte eine städtische Herrschaft zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren Bauern das Bier von der Brauerei des Ständesherrn kaufen mußte. Eine Ausnahme wurde nur dann gemacht, wenn bei Hochzeiten und Kindtaufen die Keller der Herrschaft leer waren. Dann durften die Untertanen ihr Bier beziehen, von dem sie wollten, doch auch in diesem Falle mußte die Herrschaft vom Vorhaben unterrichtet sein.

Ein anderer Ständesherr räumte seinen Bauern wenigstens noch das Recht ein, sich das Bier aus demjenigen Fasse in seinem Keller abzapfen zu lassen, das ihnen am meisten zusagte, und saures Gebräu ganz zurückzuweisen. Ein Ständesherr, der den Durst seiner Untertanen kannte und ebenso die Ebbe in deren Kassen, verschaffte sich einen guten Ruf dadurch, daß er beim Kauf von zwölf Eimern Bier den dreizehnten kostenlos dazu gab.

Selbstverständlich gab es unter diesen Ständesherrn auch solche, die ihre Monopolstellung mißbrauchten, indem sie minderwertiges Bier brauten. Deshalb finden wir später die Bestimmung, daß man Bier für Wöchnerinnen und für Einquartierung — die Soldaten hatten wohl hier und da in ihrem Lager über das dünne Gebräu kräftig auf den Tisch geschlagen — nicht unbedingt von der Ständesherrschaft zu beziehen brauchte, sondern dort kaufen durfte, wo es am besten war.

Ein Glück, daß wir solche freundliche Erlaubnis nicht nötig haben, um unser Bier dort zu trinken, wo es uns befiel.

Altersbestimmung bei Fischen

Auch Fische sehen "Jahresringe" an. — Die Schuppe als Kalender. — Der Salm erzählt seine Lebensgeschichte.

Von H. Goldenhoff, Wien.

Zu den Tieren, die ein besonders hohes Alter erreichen, gehören zahlreiche Fischearten. Dem Hecht und dem Karpfen traut der Volks Glaube sogar ein Alter von mehreren Jahrhunderten zu. Wenngleich sich hierfür auch kein Beweis findet, so sind doch nachgewiesenermaßen 60 oder 70 Jahre kein ungewöhnlich hohes Alter für die genannten und viele andere Fische.

Die angegebenen Zahlen beruhen bis vor kurzem auf reiner Schätzung; erst seit Beginn unseres Jahrhunderts sind wir in der Lage, das Alter von Fischen auf wissenschaftlicher Grundlage und sehr genau zu bestimmen. Eigenartigerweise macht man sich dabei die gleiche Erscheinung zu nutze, deren sich auch der Forstmann bedient, um das Alter der Bäume zu erkennen. Ein periodischer Wechsel in der Wachstumsgewindigkeit, der durch die in der warmen und kalten Jahreszeit verschiedenen Temperaturen veranlaßt wird, führt beim Holz zur Bildung der bekannten Jahresringe; ganz ähnliche "Ringe" weisen aber überaus charakteristisch auch die meisten Fische auf.

Im Winter und Frühjahr wachsen diese Tiere so gut wie gar nicht, im Sommer und Herbst dagegen um so schneller. Diese Ungleichmäßigkeit spiegelt sich in der Struktur verschiedener Skeletteile wider, und zwar durch die Bildung hellerer und dunklerer mehr oder weniger konzentrischer Linien oder "Ringe", von denen je zwei einem Jahre entsprechen. Man hat also nur entweder die hellen oder die dunklen Linien zu zählen, um das Alter des betreffenden Fisches genau bestimmen zu können. Am leichtesten ist dies beim Karpfen der Fall. Bei anderen Fischearten läßt es sich nicht immer ganz so einfach durchführen. Beim Hecht z. B. tritt die Jahresgrenze nur als ganz feiner Strich auf, während sie bei anderen wieder durch plötzlichen Wechsel in der Wachstumsrichtung der kleinsten, die Schuppe bildenden Zellchen, der sogenannten Schlieren, angedeutet wird. Diese Scheide der Fische zeigt keineswegs in Gestalt kleiner Kreise aus der die Schuppen haltenden Haut ab. Im Winter sind die Schlieren gering an Zahl und klein; im Sommer dagegen, wenn das Tier viel Nahrung zu sich nimmt und tüchtig wächst, nehmen sie an Zahl und Größe bedeutend zu. Und so entstehen in der Schuppe die hellen und dunklen Linien, die in ihrer Gesamtheit jedem, der sie zu lesen versteht, das Alter des Fisches verkünden.

Uebrigens sind die Schuppen nicht die einzigen Körperteile, auf denen sich beim Fisch derartige Jahresringe abzeichnen. Außer in der Wirbelsäule finden wir sie auch in den Gehörknöcheln oder Otolithen häufig sehr schön ausgeprägt. Dies gilt besonders für die Plattfische, wie die Scholle, bei denen die im Gehörorgan liegenden Steine, ebenfalls von flacher Gestalt sind. Auch der Schellfisch, der Karpf, der Aal — um nur einige der bekanntesten zu nennen — besitzen konzentrisch gebildete Gehörknöchelchen. Allerdings muß man die erst abschleifen, will man die Jahresringe erkennen; man liest das Alter daher statt von den Otolithen besser von den sehr deutlichen Schuppen ab.

Seitdem wir uns dieses Hilfsmittels zur Altersbestimmung der Fische zu bedienen verstehen, d. h. etwa seit Beginn dieses Jahrhun-

and mußte eine Antwort darauf zu geben. Und darüber waren sich alle einig, daß der Fische nicht allein gehen dürfte, schon allein deshalb nicht, weil er sich sonst als Führer zu erkennen geben würde. So nahm Cooper am Nachmittag fünfzehn Mann mit und stellte sich pünktlich an der angegebenen Stelle ein. Niemand war zu sehen. Auch ein Aufsuchen der näheren Umgebung blieb erfolglos.

Die Besatzung begann nervös zu werden. Der Kampf mit einem unsichtbaren Gegner war nicht ihre Sache. So verdoppelte der Fische nachts die Posten auf den Mauern und ließ alle Dienstreuen in einem Raum schlafen. Er selbst legte seine Matratze quer vor die Tür, so daß der geheimnisvolle Eindringling über ihn fallen mußte. Cooper versuchte lange Zeit, wach zu bleiben. Nichts ereignete sich, und am Morgen stand die Besatzung auf, ohne irgendwas gestört worden zu sein. Doch dann kam die Ueberraschung: Im Flur, der die einzelnen Räume verband, lag ein Fische, mit einigen französischen Patronen besetzt. "Wir hatten nur den Führer bestellt, nicht sechzehn Mann. Wir erwarten dich heute am gleichen Ort und zur gleichen Zeit. Es geht um das Leben aller."

Auch dieses Mal hatte niemand von dem unheimlichen Besuch etwas gesehen noch gehört. Ueber die Umfassungsmauern konnte der Eindringling nicht gekommen sein. So blieb nur die eine Möglichkeit: Es gab einen geheimen Zugang zur Station. Doch so sehr sich die Besatzung auch bemühte, diesen durch Abklopfen aller Mauern und Wände zu finden, alles Suchen blieb erfolglos. Der Aufforderung zum Stehbleiben nachzukommen, hielt Cooper für Selbstmord.

Da griff der Fische zum letzten Mittel, das ihm einfiel. Er ließ an allen Türen und Fenstern kleine Glocken anbringen, wie sie zum Beispiel der Tragtiere gehörten. Dann mußten sich die Dienstreuen wieder in einem Raum zum Schlafen niederlegen, und Cooper selbst bezog seinen Posten an der Tür. Er wollte dieses Mal um jeden Preis wach bleiben.

Stunden vergingen in der Dunkelheit, ohne daß sich das geringste ereignet hätte. Der Fische begann schon zu ermüden. Anscheinend stellte sich der unheimliche Besuch in dieser Nacht nicht ein.

Da unterbrach plötzlich eine der Glocken die Stille. Cooper sprang auf, seine Taschenlampe leuchtete, ein paar Legionäre folgten ihm. Im Flur stand eine Tür auf. Ein Schatten flüchtete, eine der schweren Steinfliesen im Fußboden war herausgenommen, und durch diese Öffnung zwängte sich eben eine Gestalt, um in der Erde zu verschwinden. Die Faust des Fische hinderte sie daran, und bald stand ein Araber gefesselt im Kreise der Legionäre.

Der Mann wollte anfänglich nicht reden. Er gab aber keinen Widerstand nach kurzer Verhandlung durch die Legionäre auf und gestand, daß er eine dritte Drohung hatte überbringen wollen, die letzte, bevor die ganze Besatzung über die Ringe springen sollte. Eine verfallene Moschee stand durch einen unterirdischen Gang mit der Station in Verbindung. Wer ihn angelegt hatte, wußte der Araber nicht. Seine Auftraggeber waren marokkanische Volschewisten, die unter der Moschee ein Waffenarsenal eingerichtet hatten. Er oder ein anderer dieser Bande war es gewesen, der früher nachts in die Station einschlich und die Führer erschoss. "Warum nur die Unteroffiziere?" fragte der Fische. "Gäßen wir die ganze Volschewistik getötet, so würde uns die Legion eine Kompagnie oder noch mehr Leute hierher geschickt haben. Wir wollten die Franzosen nur einschüchtern, damit sie den Posten von Tines Gabuine aufgaben."

Mehr war aus dem Gefangenen nicht herauszubringen. Cooper sprach auf, seine Taschenlampe leuchtete, ein paar Legionäre folgten ihm. Im Flur stand eine Tür auf. Ein Schatten flüchtete, eine der schweren Steinfliesen im Fußboden war herausgenommen, und durch diese Öffnung zwängte sich eben eine Gestalt, um in der Erde zu verschwinden. Die Faust des Fische hinderte sie daran, und bald stand ein Araber gefesselt im Kreise der Legionäre.

Cooper informierte flüsternd seine Leute. Dann stieß er die Tür auf und stürzte in den Raum. Der Ueberfall kam so überraschend, daß sich die Araber kaum zur Wehr setzten. Fünf von ihnen konnten gefangen genommen werden. Die anderen flohen in die Nacht hinaus. Es dauerte Stunden, bis die Besatzung von Tines Gabuine das erbeutete Arsenal in der Station in Sicherheit gebracht hatte.

Dann wurde der geheime Gang verschlossen. Seitdem hat in Tines Gabuine kein Unteroffizier sein Leben auf diese Weise verloren.

Der Dank, der Cooper für sein umsichtiges Verhalten erwartet, war eigenartig. Er erhielt

einen — wenn auch ein wenig väterlichen — Kussel dafür, daß er seine Rangabzeichen abgelegt hatte.

Wilde Tiere — gute Freunde

Erinnerungen aus dem alten Russland.

Von Sergej Mizlow.

In der Zeit, als Fürst Dolgoruk Generalgouverneur von Moskau war, lebte in der alten Kremlstadt ein reicher, nährlicher Mann namens Chludoff. In seinem Hause hielt er in völliger Freiheit eine bengalische Tigerin — Mascha benannt —, die er als kleines, nur wenige Wochen altes Tier gekauft hatte.

Wenn Chludoffs Frau sich mit ihrem Strichzeug beschäftigte, lag Mascha zu ihren Füßen auf dem Teppich und spielte wie eine Katze mit dem Wollknäuel; während der Mahlzeiten hatte sie ihren Platz auf dem Boden neben dem Stuhl ihres Herrn.

Bei seinen Spazierfahrten durch die Stadt nahm er das Tier mit sich in seinen Wagen; die Tigerin blühte dabei friedlich zum offenen Fenster der Kalesche hinaus; als sie aber ausgemacht war, erwartete sie bei den Passanten nicht mehr Neugier wie ehemals, sondern rief durch ihr furchterregendes Aussehen jähren Schreck hervor.

Von diesen Spazierfahrten hörte bald auch der Generalgouverneur, der nicht nur ihre Einstellung, sondern auch die Entfernung der Tigerin aus Moskau verlangte. Mascha wurde dem Zoologischen Garten der Stadt geschenkt. Anfangs besuchte Chludoff seinen Liebling häufig, aber nach und nach wurden die Besuche seltener und hörten schließlich gänzlich auf.

Zwei Jahre waren vergangen, als während eines nächtlichen Gelages im Freundeskreise sich Chludoff plötzlich seiner Tigerin erinnerte und sie unverzüglich zu sehen wünschte. Es war bereits drei Uhr morgens. Aber Herrn Chludoffs Einfälle kehrten sich nicht an Zeit und Raum. Unter Führung ihres Gastes machten sie sich die Feder auf den Weg.

Der Zoologische Garten war geschlossen, aber der Wächter am Portal weckte den Portier und bewog ihn, die Pforte zu öffnen. Vor ihm stand im aufgeschöpften kostbaren Pelzmantel, umgeben von seinen Gästen, Herr Chludoff mit vom Wein und Frost gerötetem Gesicht. "Ich wünsche Mascha zu sehen", erklärte er dem verschlafenen Portier.

"Was für eine Mascha?" fragte erstaunt der Mann.

"Mascha, die Tigerin."

"Ich darf Sie nicht herein lassen," sagte der Portier entschieden. "Bitte morgen beim Direktor vorzusprechen!"

"Ich will aber sofort zu Mascha hin!"

"Unmöglich... Nur wenn der Herr Direktor es gestattet sollte!"

"Her mit dem Direktor!"

"Er schläft aber eben..."

"Weckt ihn!"

"Er wohnt ja nicht hier!" erwiderte der Portier, gab aber die Adresse seines Chefs an, und die Gesellschaft fuhr beständig davon.

Der Direktor, ein Bekannter Chludoffs, wurde aus den Federn geholt, in den Schlitten gesetzt und nach dem Zoo gebracht. Bergänglich suchte er Chludoff von seinem unnützen Vorhaben abzubringen — dieser blieb fest.

Die Gittertür wurde geöffnet. Zwei bewaffnete Wächter stellten sich daneben, und Chludoff betrat den Käfig. Beim Schein der Laterne bemerkte man im Halbdunkel an der Wand die ausgestreckte Tigerin. Das Erscheinen von Besuchern zu so ungewohnter Zeit veranlaßte sie, den mächtigen Kopf zu erheben. Grünliche Lichter sprangen in ihren Augen auf.

"Mascha!" rief Chludoff.

Die Tigerin richtete sich auf und kam langsam auf ihn zu. Die Annähernden erstarrten.

Das Tier sog kräftig die Luft durch seine Rüstern ein, wurde munter und war mit einem Satz an Chludoffs Seite. Eine rauhe, heiße Zunge leckte ihm die Hand. Mascha hatte ihren einstigen Herrn erkannt.

Alles verlief glücklich; der durchlebte Augenblick aber war so aufregend gewesen, daß die bewachte Gesellschaft völlig ernüchtert den Zoo verließ.

In einem großen Dorf am westlichen Gang des Uralgebirges waltete vor einigen zwanzig Jahren ein russischer Priester seines Amtes, bei dem ein gezähmter Bär im Hause lebte.

Der Priester war ein leidenschaftlicher Liebhaber von Pferden, von denen er mehrere besaß. Die Pflege der Tiere hatte er einem Kutscher — einem Tataren — anvertraut, dessen einziger Fehler darin bestand, daß er zu tief ins Glas zu gucken liebte; da aber der Brantwein dem Kutscher nicht recht munden wollte, wenn er ihn allein trinken mußte, so tat er es

in Gesellschaft des Bären, dem er von dem Inhalt der Flasche zu kosten gab. Nach und nach wurde Meister Pech, der wie alle seine Stammesgenossen dem Alkohol nicht abgeneigt war, der ständige Saufkumpen des Kutschers.

Der Bär durfte in Haus und Hof frei umherwandern. Damit er jedoch nicht auf die Straße gelangen konnte, war eine Kette an der Hofpforte angebracht. Diese ließ sich insofern öffnen, nur so weit öffnen, daß ein Mensch zwar hindurchschlüpfen konnte, nicht aber der mächtige Körper des Bären.

Dem Hause des Priesters gegenüber befand sich die städtische Brantweinhandlung. Wenn sich der Bär mit der leeren Flasche in den Laden begab, setzte sich der Bär vor den Pfortenspalz und beobachtete aufmerksam, wie sein Freund hinter der Tür verschwand, um bald danach mit dem neuen Schnapsvorrat zurückzukehren. Am Abend wurde die Flasche an einer ruhiger Winkel des Hofes gemeinsam geleert, worauf sich die beiden in weinseliger Stimmung in den Stall begaben und ihren Rausch abschließen.

Eines Tages — im Sommer — als die Bauern bei der Feldarbeit waren und das Dorf menschenleer war, hatte jemand veranlaßt an der Pforte die Kette vorzulegen; der Bär benutzte die Gelegenheit, aus dem Hofe zu entweichen. Schnurstracks trabte er in die Brantweinhandlung; im Laden war eine neue Verkäuferin beschäftigt, die vom Vorhandensein eines Bären im Hofe nichts wußte; erst als er ihr Schreck, als die Tür sich aufschien, und ein mächtiges, gellendes Ungeheuer erschien, mit einem Schrei des Entsetzens flüchte und rief um Hilfe. Als man sich nach einer Weile in der Laden wagte, fand man sämtliche Brantweinflaschen zertrümmert und geleert, und "wüßte den Ganzen Tag mit von sich gestreuten Wackeln der stark berauschte Bär — und schlief."

Der Priester aber hatte einen erheblichen Schaden für den Verlust zu entscheiden, den Meister Pech angerichtet hatte.

Schildkröten sind harmlose Tiere — solange man sie nicht ärgert. Leider war letzteres kürzlich bei dem Amphibium der Fall, das im Amerikaner gelegentlich eines Kraftwagenausfluges an der japanischen Küste entdeckte. Es schien ihm würdig, sein sonntägliches Mahl um ein Gericht zu bereichern. Deshalb packte er das zwanzig Pfund schwere Tier am Rücken und wickelte es in seinen Mantel ein. Das Bündel verstaute er auf dem Rücksitz. Leider verhielt sich die Schildkröte nicht so, wie es der Amerikaner von ihr erwartete. Sie verspürte keine Lust zum Autofahren, wühlte sich aus dem Mantel hervor, kroch heimlich unter den zusammenklappbaren Führersitz und ließ ihren ahnungslosen Reitermeister ins Bein. Ob Zufall oder Vorbedacht, das Tier hatte für den Ueberfall gerade den Augenblick abgemerkt, da der Wagen seines Reiters eine Querstraße kreuzen sollte. Natürlich kimmerte sich der Amerikaner jetzt mehr um sein ernstlich bedrohtes Bein als um den Verkehr, was zur Folge hatte, daß im nächsten Augenblick sein Kraftwagen mit zwei anderen ein hübsches Glend wildete.

Das Ende von der Geschichte: Bis Polizei und Fußgänger das Gewirr ein wenig zerlegt und die eingeklemmten, aber sonst nicht ernstlich beschädigten Amerikaner befreit hatten, war die Schildkröte längst auf und davon.

Deutsche Erde, Halbmonatschrift, Terra-

Verlag, Berlin W. 9. und durch jede Buchhandlung. Das erste Heft des neuen Jahrganges der Monatschrift "Deutsche Erde" weist eine neue und sehr geschmackvolle Ausgestaltung auf. Eingeleitet wird das Heft u. a. durch einen anregenden Artikel "Reitet den Welsensbach", der deutschen gangbare Wege zur Herrliche Bilder finden wir besonders in dem Artikel "Das alte Wirtschausbild". Der Teil "Deutsches Geistesleben" ist sehr ansprechend und vielseitig. Reizend ist die Abhandlung "Tierpark als Naturpark" von Jura Ruffell im Teil "Natur und Technik". Ein neuer und guter Roman beginnt mit Otto Eberharts "Lieb vom sterbenden Moor". Walter Bloem ist durch eine Kurzgeschichte "Im Sanatorium" vertreten. Teil "Dias und Dias", nette Erzählungen finden wir hier und haben besonders ein Erlebnis "Gefahr und Schicksal" von Bert Wings hervor. Dieses Heft muß jedem Leser gefallen, der neben heimatischen, auch bildenden und unterhaltenden Lesestoff sucht.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.

Druck und Verlag: Dr. C. Sang, Altena.

Ein paar Wochen vergingen ohne Zwischenfall. Da entdeckten die Legionäre eines Tages auf dem Tisch ihres Zimmers ein Stück Papier. Darauf stand: „An den Führer eines Cabanille, vor dies auch sein mag. Hier um zwei Uhr nachmittags halt du drei Kilometer von der Station auf der Straße nach Marokko zu sein. Es geht um dein Leben.“ Die Legionäre sahen sich ratlos an. Wie kam der Brief in den Raum gekommen? Man